

Einklang im Vielklang

Warum sich ein zweiter Blick lohnt

VORWORT

„Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“, sagte einst der große Humanist Albert Schweitzer. So einfach klingt dieser Satz, doch seine Wahrheit nicht bloß zu verstehen, sondern zu fühlen, ist die wichtigste und zugleich die schwierigste Mission eines jeden Menschen. Nicht bloß mit offenem Auge sollte der Mensch durch die Welt gehen, sondern mit offenem Herzen, denn wie oft täuscht uns der Blick, wie oft zieht er Grenzen, wie oft verschlüsselt er zu Hieroglyphen die doch eigentlich bereits ausgegrabene, die so offen daliegende Botschaft unserem Innersten, die da lautet: Natur ist Wunder, Leben ist Wunder, du bist Wunder. Durch die Natur wandern und angesichts der Mannigfaltigkeit wieder staunen lernen - dies ist der erste Schritt für den Menschen, um zu sich selbst zurückzukehren und er ist für den (post)modernen Menschen, der mehr durch die Zeit getrieben wird, als in ihr Mensch zu sein, ein essentieller. Doch danach muss der zweite Erkenntnisschritt folgen, ohne den man für immer alleine, einsam durch die Welt wandeln müsste: Angesichts des erkannten Wunders nicht bloß in stummes Entzücken zu verfallen, sich also von ihrer Fremde nicht bloß überwältigen zu lassen, sondern sich von ihr *angehen* zu lassen, da man sie als Teil seiner selbst erkannt hat, da man in allem sich selbst begegnet, und versteht, dass wir untrennbar mit allem verwoben sind, das existiert. Für diese Erkenntnis hilft nicht nur das intellektuelle Lernen über das Zusammenwirken des Ökosystems, sondern auch das gespürte Erleben: Und in den Urwäldern der Berge, in diesem Paradies verschiedenster Arten, sprießender Lebensformen an den unwahrscheinlichsten Orten, kann man immer wieder über das Wandern, über die Spiegelung der eigenen Empfindungen, sich selbst lesen. So sind auch die folgenden Porträts und Gedanken Spiegelungen dessen, was beim Streifen durch den wunderschönen und artenreichen Nationalpark Kalkalpen auf den ersten, auf den staunenden Blick, durch den Kopf geht, um aber immer den vereinenden, den Herzensblick, das letzte Wort haben zu lassen. So wird zuletzt aus jedem Du ein Ich, aus dem Außen ein Innen, aus dem Vielklang der Einklang, an dem jedes Wesen dieser Welt zu jedem Zeitpunkt Anteil hat, und den der Mensch nur wieder fühlen lernen muss, um an dieser Einsicht zu

gesund, um dankbar zu werden, um seine Seele so zu groß zu machen, dass sie diese weite Welt wieder in sich aufnehmen kann.

Die Buche mit der Stelzwurzel

Wie unsicher, wie spinnenbeinig, spreizen sich deine Wurzeln in der Höhe, schwebt dein massiger Leib über dem hohlen Raum. Kaum scheinst du, dich aufrecht halten zu können und so wird dein ganzes Leben sein – Kraftakt, bloß, um stehen zu können. Wie willst du noch wachsen, wie willst du noch die Sonne deine zunehmend runzlige werdende Rinde wärmen spüren, wenn es doch nur tagein, tagaus darum geht, sich in der Höhe zu halten, wenn deine Füße sich so krampfhaft in den Boden krallen? Dumm bist du, Buche, du solltest bloß mit dem Haupt in die Wolken reichen, aber mit deinen Enden fest im Erdreich ankern, wie sonst könntest du Himmel und Erde verbinden und dabei nicht zerreißen?



Doch auf einmal verstehe ich: Diese Leere, die deine Wurzeln schützen, sie war einst voll, sie war besetzt von deiner Mutter, die dort lag, zerschmettert, bereits vom Sturm aus ihrem Stand geworfen und die doch im Sterben noch dich nährte, dass du auf ihr, um ihren Körper herum, sicher wachst und deine noch zarten Fühler in Richtung Erde ausbreiten konntest. Deine stelzigen Wurzeln sind ewiges

Bildnis dieser Umarmung, dieser Umklammerung deiner entschwindenden Mutter, du bist auf einer Toten gewachsen, du hast einer Sterbenden Kraft in dir aufgesogen, sie brauchbar gemacht, sie in Form gegossen, und dieser Hohlraum wird für immer Erinnerung sein, dass es Leben vor dir gab, dass du lebst, da ein anderer dich geschaffen, dich genährt hat, so wie auch ich lebe, da eine andere mich geschaffen, mich genährt hat.

Gämsenbock

Auf fernem Grat wandert die Herde
Stets zusammen, Stund für Stund.
Du durchstreifst allein die Berge,
Kinderlächeln schmückt den Mund.



Sag mir, wird dein Blick nie bitter,
Wenn der Winter dich bezwingt,
und bei nächtlichem Gewitter
Kälte bis ins Blut dir dringt?

Wenn du weißt, dort in der Ferne
Schmiegt sich schützend Fell an Fell,
Jeder schenkt und empfängt Wärme,
Ist dem nächsten Lebensquell?

Nein, du brauchst nie zu vermissen,
Darfst immer nach vorne schauen,
in dir wohnt das alte Wissen,
Lächelt jenes Urvertrauen,

Dass die Zeit kommt, wann sie soll,
ohne sie herbeizusehnen,
Spürst nicht Wehmut, fühlst nicht Groll,
Dein ist es nur, anzunehmen.

So stehst du am kargen Hang,
Die Hörner stolz empor gereckt,
springst schon froh den Bach entlang,
Bevor das Licht die Dörfer weckt.

Ahorn am steilen Ufer des Gebirgsflusses

Schon in der Jugend wusstest du: Wirst du einmal fallen, so in den rauschenden Klammfluss zu deinen weit verzweigten Füßen, die sich jetzt noch von ihm nähren, die sich an heißen Tagen lang strecken, um sich im gipfelkalten Quell abzukühlen. Dort unten liegt bereits ein Kamerad, ein Jugendfreund, mit dem du einst gemeinsam in die Höhe strebstest, doch der bereits vor Jahrzehnten abbrechen musste. Jetzt strömt Stunde für Stunde das Wasser der Welt an ihm vorbei, um ihn herum, sein dunkles Holz ruht und kommt doch nicht zur Ruhe, mit jeder Woge wird ein Stückchen von ihm mitgenommen in ferne Täler, und in

seinem Tod noch ist er Teil des ewigen Stroms, des ewigen Flusses. So weißt du, dass dich das Leben auffangen wird, dass du keine Angst haben musst, und so will auch ich durch das Leben gehen, mit der Zuversicht meines Teilhabens an der unendlichen Wiederkehr.

Frühreif

Inmitten deiner Schwestern bist du als einzige erwacht und strahlst mit weit geöffnetem Kelch in die Welt, ein Lächeln strömt von dir zu mir hinauf wie von karmesinroten Lippen. Bist du mutiger als sie, hast du keine Angst, in deiner Reife vom späten Frost überrascht zu werden, drängst du so sehr nach Leben, nach Gesehen-Werden, dass du nicht länger warten konntest? Ich hoffe, du wirst belohnt für deine Kühnheit und nicht von der eisigen Wirklichkeit bestraft für das frühreife Hinausbrechen, obwohl du doch wie deine Geschwister noch ein wenig länger schlafen, einige Augenblicke länger in seligem Kindheitstraum hättest schlummern können. Mir auf jeden Fall erhellt dein Anblick das Herz, zaubert dein fröhlich strahlender Blick, deine am kargen Hang wie Funken schon von Weitem sprühende Lebendigkeit ebenfalls ein Lächeln auf den Mund - du beschwingst meinen Schritt, du lockerst meine Glieder und ich springe beglückt auf dich zu, denn du erinnerst mich daran, wie schön, wie erhebend Mut zur Freiheit ist.

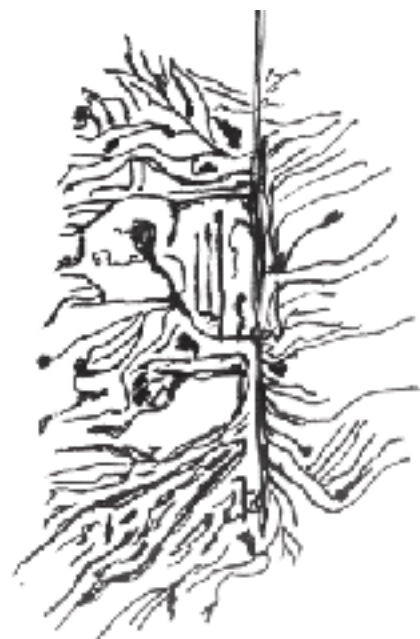
Turmfalke

Wer den Weitblick sucht,
darf nicht am Boden bleiben,
er muss steigen
ohne Furcht.
Und jener lebt
nur dann, wenn er entschwebt,
der Heimat, dem Vertrauten,
dem auf sich'rem Grund Erbauten,
in noch unbekannte Höhen,
die zunächst schwindelig machen.
Doch dann, gewöhnen sich
die Sinne erst, erwachen
sie, und ja, die hellen Töne machen
Angst. So bleiben wir lieber Daheim,

denn diese Weite ist zu viel
für unsere Enge,
und die Länge
in der Zeit ist uns doch lieber
als die Freiheit
dieses großen Höhenfluges,
so schmachten wir immer wieder
mit dem Blick in deinen Himmel
und bewundern deinen Mut.
Ach, doch auch hier unten
ist der Halt nur Glaube,
im Vergleich zu den Forellen
sind wir bloß Fische der Luft,
und waten munter Tag für Tag
durch unser sauerstoffnes Meer
mit beiden Beinen auf dem Grund
wie Seesterne.
Du schwimmst am Himmel,
der doch uns nur Himmel ist,
da wir nicht wissen, welches Meer
darüber auf uns wartet.

Buchdrucker

Du zerstörst, sagen sie, und ja, wenn man die
Bäume betrachtet, die du bewohnst, deren
Kadmium, deren Blutbahn du zerschnitten hast,
dann sieht man Verwüstung, sieht man Elend.
Doch wie zeigt sich der menschliche Künstler, wie
lässt er sein Innerstes Form werden, wenn nicht
ebenso über Zerstörung, über das Sich-
Einverleiben eines einst Lebendigen, über das
Papier, über das Pergament, über die zerfaserte



Leinwand? Wärest du ein Mensch, so würden dir alle als schöpferischem Kreativgenie huldigen, denn mit deinem Dasein gräbst du eine Spur in die Welt, die nicht abstrakt bleibt, sondern die Form wird, die Gräben und Muster hinterlässt, ein jedes Mosaik so unverwechselbar, so einzigartig, wie es jedes Wesen der Welt ist. Und so sieht man unter dem Hässlichen, unter der abblätternden Rinde, erst auf den zweiten Blick die Schönheit deines Werkes, das du selbst bist, denn dein Leben ist Kunst, dein Leben ist Werk, und ohne Sichtbarmachung deiner Einzigartigkeit könntest du nicht überleben, dich nicht entfalten, dieser Drang ist dein Antrieb und dein Lebensquell. Wer sind wir also, dich Zerstörer zu nennen, wir, die dich erst auf die Welt brachten, da wir den Ursprung schwächten, vergewaltigten, da wir die stabile Vielfalt ersetzten über instabile Einfachheit? Du merzt es aus, das Schwache, das Künstliche, das wir erzeugten, und du zeigst, wie schön, wie kunstvoll Zerstörung, wie ästhetisch Neu-Werden sein kann. Denn du beförderst die Rückkehr in das menschenunabhängige Ur und dabei lässt du den Hinschauenden sich wundern, welche Schillern in jedem Umbruch, in jedem Vergehen liegt, wie der Prozess von Alt zu Neu stets herrlich, stets Zeichen für das Wunder der Welt ist. Nein, du bist kein Zerstörer, du bist Künstler, und dass wir dich intuitiv Buchdrucker nannten, zeigt schon, dass ein Funke der alten Weisheit, deren Vermittler, deren Prophet du bist, noch in den Herzen der Menschen haften geblieben ist.

Ameisenhaufen

Hilfe, ruft man bei diesem Anblick, es ist so wirr, so chaotisch, es schwirrt und wuselt durcheinander, dass einem schwindelig wird. Furchtbar, denkt man sich, so zu leben, so klein zu sein, so unbedeutend - wollen diese Winzlinge denn nicht mehr, als nur Arbeiter zu sein, nur mikroskopisch kleine Stütze einer Kolonie, die für ihren Erhalt kämpft - Tag für Tag? Wozu nur das Ganze?

Doch läuft man ein wenig weiter und schaut zurück, erkennt man es: Auch wir sehen von oben so aus, wir stolpern von links nach rechts, von Kontinent zu Kontinent, von Arbeit zu Urlaub, von Schaffen zu Ruhen, ohne Richtung, bloß unserem Tod entgegen, wir mühen uns ab, wir tun und tun, bloß, um zu entschwinden, auch wir sind alle Ameisen. Wozu nur das Ganze? Grausam wirkt diese Wahrheit, so viel Leere gähnt einem aus der geöffneten Erkenntnistruhe entgegen - bis man auf einmal in die Hände klatscht und lacht: Welche Freudenbotschaft! Wir Einzelnen, wir müssen nicht, wir müssen nicht strampeln, um uns groß zu machen, wir dürfen annehmen, was unser ist, wie dürfen Teil sein, wir können gar nicht

anders, als klein zu sein. Und zoomt man heraus, weit genug, so erkennt man immer einen roten Faden, und dieser rote Faden heißt: Leben.

Eibe

Du sollst hier der Älteste sein, du mickriger, kleiner Greis? Majestätisch hatte ich mir dich vorgestellt, einen der ältesten Bäume Europas, mit einem gigantischen Umfang, so hoch in den Himmel ragend, dass ich vor Ehrfurcht angesichts deiner Gewaltigkeit in den Staub fallen müsste! Und jetzt? Vollkommen durchschnittlich siehst du aus, wie eine kaum jugendliche Kiefer, ohne besondere Runzeln, ohne knorrige Windungen, ohne meterdicke Wurzeln, ganz wie jeder andere von Nährstoffmangel klein gehaltene Nadelbaum. Enttäuscht stehe ich da angesichts der meilenweiten Entfernung zu dem im Inneren heraufbeschworenen Bild, ernüchtert betrachte ich dich, streiche ich über die so gewöhnlich aussehende Rinde. Doch dann horche ich auf: Ist es nicht fantastisch, dass der Mensch immer das Innen im Außen gespiegelt sehen möchte? Wie blind, wie kurzsichtig sind wir, dass wir das Große, das Weise nur im Außen erwarten, ohne aber das Innen zu sehen? Würde man dich in der Mitte durchsägen, dann würde einem deine Weisheit entgegenspringen, das kluge, langsame Urwaldwachstum, die Schlaueit deines stetigen Höhenstrebens, der Einteilung deiner Kräfte, die es dir schon seit tausend Jahren erlaubt, in Richtung Sonne zu wachsen, die dein Holz hart und zugleich flexibel gemacht hat, dass du jedem Sturm trotzt, dass du die kleine Eiszeit und die großen Kriege überlebst, dass du unauffällig und versteckt genug bleibst, um unentdeckt durch die Industrialisierung zu schleichen, du großer Überlebenskünstler, du Schlauester von allen! Wärest du schön gewesen, wärest du längst gepflückt worden, wärest du groß geworden, wärest du selbst zum Objekt von Gier, von Machtwillen geworden, wärest du schnell deinem Impuls gefolgt, wäre dein Holz voller Luft geblieben, hätte dich der erste Wind aus dem Erdreich gefegt - du aber, du kluge, weise Eibe, du warst stets genügsam, du wolltest nicht rasch in den Himmel, sondern du nahmst dir geduldig das, was die Welt dir zur Verfügung stellte, nicht mehr und nicht weniger, und wuchsest stetig und voll innerer Festigkeit in höhere, ewigere Himmel als sie alle hinaus, du Goethe unter den Bäumen, du Poet des Waldes, der mit dem Außen im Einklang lebte und so als einziger die Tiefen der Jahrhunderte überdauerte.

Lebendiger Tod

So wie du, Fichte, möchte ich einst sterben. Wenn man so langsam stirbt, kann man es dann überhaupt noch sterben nennen? Ist es nicht vielmehr ein leiser Übergang von Leben zu neuem Leben und ist nicht jeder Tag Übergang von Leben zu neuem Leben, sodass man das Wort Sterben angesichts deiner Verwandlung einfach verbannen sollte? Hundert Jahre, nachdem dir der Wintersturm die Ader abgeschnitten, den Haupttrieb abgebrochen hat und du die klaffende Wunde nicht mehr zu schließen imstande warst, hundert Jahre nach deinem vermeintlichen Todeszeitpunkt stehst du noch immer, und an dir lebt es und surrt es, summt es und duftet es, wie es Tod niemals vermochte. Totholz wirst du genannt, und doch sehe ich dort keinen Tod, sehe ich keine Finsternis, sehe ich keinen Abschied, sondern nur Neubeginn, sondern nur physische Umformung des Immergleichen. Gewiss, das Auge, das sich täuschen lässt, wird im Anderen nicht mehr das Eine erkennen, es wird Grenzen ziehen und sagen: Das, was war, ist nicht mehr, drum ist es tot. Doch sind wir alle an jedem Tag jemand anders, erfindet sich jeder in jedem Moment sein eigenes Leben und sich selbst neu, hört unser Körper nie auf, zu arbeiten und zu verwandeln, und verwandelst auch du dich bloß in ein anderes, aber ohne zu sterben. In deinem Leib finden unendliche Organismen Platz, wächst neues Leben heran, gewinnt schon im Tod das Leben, sodass kein Platz mehr ist für den Tod. Wirst du einst fallen, wird dein hohler Rumpf brechen und auf dem Boden aufschlagen, so wirst du weiter Leben sein, noch mehr denn je, denn du lebst nicht für dich allein, sondern für so viel mehr, das jetzt dort Platz findet, wo du dich einst behauptetest. Auf deinem toten Körper wächst Neues und ein so langsamer Tod, da du so lange stirbst, wie du lebstest, ist nie mehr Tod, sondern ist immer nur Verwandlung von Leben zu Leben, wie alles Verwandlung von Leben zu Leben ist, wir sonst aber für diese Wahrheit blind bleiben. Du lehrst uns wieder sehen.

Brüder

Dich Apollofalter nennen sie schön, da sie sich an dir bereichern können, du Schillernder, du Beschenkter - doch bist du beschenkt? Schillerst du nicht nur aus Angst, aus Schutz gegenüber einer Welt, die du als feindlich anerkennst und in der du dich nur mit Abwehr behaupten kannst? Deinen Bruder nennen sie hässlich, nennen ihn Motte und nicht mehr Schmetterling, denn braun sind seine Farben, ockern seine Flügel, die ihn doch ebenso filigran in die Lüfte erheben wie dich. Was lassen wir uns gerne von Kleidern täuschen, was suchen wir das Wunder im Hübschen, im Glänzenden, was sind wir doch blind für das

Wesentliche! Deines Bruders Gewand ist schlicht, doch was darin pulsiert, ist das gleiche Leben, ist derselbe Wille zum Kampf ums Überleben, für nur einen anderen Tag an dieser hellen Sonne, für nur noch ein Geschlecht, das den nächsten Frühjahr erleben wird.

Die Menschenwürde umschließt einen jeden, doch was ist mit der Würde des Kleinen, da wir hübsch und hässlich unterscheiden, da wir die eine Kreatur mit einem Faustschlag zerschmettern und auf die andere aufgeregt zeigen, um anhand ihrer Farben uns selbst zu erhöhen in unserer angeblichen Fähigkeit, das Schöne zu schauen? Ja, das Schöne, wir sehen es doch nur an der Oberfläche, doch selten dringt unser

Blick hinab in die Essenz, wo alles schön, wo alles schützenswert ist, wo alles das Leben verdient, da wir alle Leben sind inmitten von Leben, das Leben will. Und selbst bei dem vermeintlich Schönen, selbst bei dir Apollofalter, bei herrlich-exotischen Schmetterlingen schrecken wir



zurück, wenn wir heranzoomen, wenn dort Fühler und Haare, wenn grausig schwarze Augen hervorstechen hinter dem Schleier des Kadmiumgelb und Preußischblau, hinter dem blendenden Krapprot, das uns wie den Gierigen das Gold, wie die Motte das Licht, anzieht, unseren Blick einnimmt und ihn verstellt für das Wesentliche. Nein, wir Menschen tappen doch im Dunkeln, solange wir zwischen Leben und Leben unterscheiden, als wäre es Verschiedenes. 1500 Arten trennen wir in diesen Breiten voneinander und stetig entdecken wir mehr - reicht das nicht, um zu erkennen, dass die Differenzierung zwecklos ist und den Kern, die Essenz verfehlt?

Feld-Sandlaufkäfer

So schwer dein Schritt, so mühselig.

Könntest du mir doch nur sagen,
wohin du gerade willst!

Ich würde dich so gern tragen.

Denn wie wenig

kosten mich diese fünf Schritte,
die doch für dich tausend Tritte

heißen, jeden in Gefahr getan.

Kannst du überhaupt sehen?

Hoch stehen

die Gräser, dunkel
fällt ihr Schatten auf dein Haupt,
und die Sicht wird dir verstaubt
durch ihr dichtes Blütenrieseln.
Dich nur ein Stück begleiten
und dir Leichtigkeit bereiten,
wieso bleiben wir nur alle so allein?
Ich kann nicht anders, hebe dich
empor und will in Richtung Himmel flehen:
Lass mich sehen! Wohin willst du,
wie kann ich dir helfen, dir das Lebensjoch abnehmen?
Da breitest du auf einmal deine Flügel aus
und schwirrst davon,
und ich muss lachen,
dummer Mensch!
Du bist doch der Kluge,
machst dir nicht solche Gedanken,
durchbrichst die dicksten Brombeerranken,
langsam, doch in deiner Zeit,
du brauchst dafür nicht mein Geleit.
Ein jeder geht für sich den Lebensweg,
und keiner kann den ander'n tragen,
jeder kann nur selbst sich fragen,
wie er für sich das Fliegen lernt.
Denn hart ist dieser Weg dann nicht,
wenn man erkannt hat,
mit dem großen Lächeln im Gesicht,
Einsamkeit gibt's nicht,
da alles Leben Leben ist.

Fichte mit rot-weißer Wegmarkierung

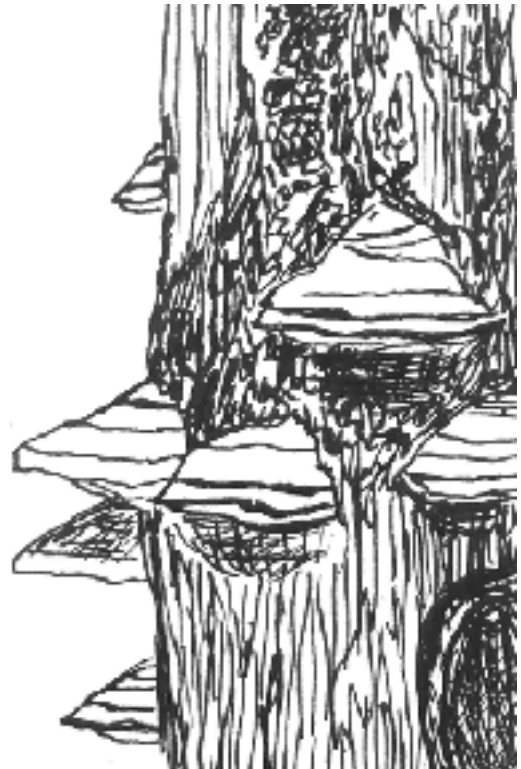
So jung bist du noch, und doch wurde dir schon der messianische Schicksalsstempel aufgedrückt, wurde dir ein Zeichen aufgesprüht, wurdest du schon zum Weisen auserkoren, der uns den Weg *weisen* muss. Wie fühlt es sich an, auserwählt zu sein als Wegmarke, Wegweiser zu sein, inmitten deiner Schwestern und Brüder zu stehen und doch ausgesondert zu sein, da du seit deiner Erwählung mehr bist als bloß ein *Irgendwer* im weiten Wald? Weißt du überhaupt von deiner schicksalhaften Rolle? Von Weitem schon leuchtest du so vielen hoffnungsvoll entgegen, wenn sie sich verirren und sich ihres Schrittes nicht mehr gewiss sind. Sie sehen das Rot-Weiß strahlen auf deiner Rinde und wissen: So hart auch der Weg ist, sie sind auf dem richtigen Pfad, es gibt neue Hoffnung. Und auch ich laufe froh und erschöpft auf dich zu und streichele, als ich dich erreiche, einen Moment gedankenverloren über deine Rinde - sie ist weich und zugleich hart, so wie das Fell eines noch ungestümen, jungen Pferdes, so kindlich fühlst du dich an... Und ich muss mich fragen: Wie oft sind die Weisen wirklich weise, wie oft drücken wir ihnen nicht nur einen Stempel auf, um uns an ihnen Orientierung vorzugaukeln? Gut ist es, Wegmarken zu haben, geben sie einem doch immer wieder neue Kraft. Dumm ist es, Wegmarken zu haben, geben sie einem doch das falsche Gefühl, die Richtung bestimmen zu können, an einem Außen den eigenen Pfad bemessen zu können, ihn als gradlinig oder kurvig bewerten zu können, obwohl er doch immer bloß unsere Spur in der Welt ist, und es kein Gerade oder kein Krumm in dieser Eingrabung gibt. Gaukelst du also nur Richtung vor? Gaukeln wir uns alle bloß Richtung vor? Wegmarken können sinnvoll sein, wenn sie zu ihrer eigenen Zeit ihren Zweck erfüllen, da sie einen beherzter laufen lassen, da sie einen mit neuer Energie füllen. Doch immer sollte man sich das Wissen bewahren, dass jeder Marker bloß *Marker* bleibt, dass man sich nicht zu sehr auf das Außen verlassen darf, denn so schnell kommt ein Sturm und wirft das Zeichen um, so schnell kommt der Nebel und verstellt einem die Sicht – drum darf man nur auf sich bauen, und muss lernen, in allem den Marker zu sehen, in jedem Erkennen bewusst zu merken, dass man weiter fortgeschritten ist auf seinem eigenen Pfad, der sich immer mehr lichtet, wie sich das Glück verdichtet, das keine Marker braucht, sondern für sich frohlockt. Ja, liebe, junge Fichte, edel ist das eintattoowierte Zeichen auf deiner Haut, doch wehe denen, welchen dies Zeichen alles ist, glücklich jene, die dich nicht brauchen, deren Leben Richtung hat auch ohne den Segen des Außen. Du selbst scherst dich vermutlich nicht viel um all die kleinen Leute, die bei deinem Anblick aufjauchzen, du strebst bloß immer weiter und weiter Richtung Licht, Richtung Sonne, und dabei gibt es für dich keine Marker, keine Abschnitte und

Zwischenetappen, es gibt nur das Emporstreben, das aus die selbst heraus entspringt und das keines Wegweisers bedarf. Lassen wir uns dieses Wissen allein Wegweiser sein!

Baumschwamm

Erbarmungsloser Parasit! Kaum blutet dein Opfer, kommst du angeschwirrt, landest wie ein Ufo am Stamm und dockst an in den frisch geschlagenen Wunden, um aus ihnen zu trinken... Der Tod hält dich am Leben, er lässt dich gedeihen - was soll je aus dir werden, du pflanzlicher Geier, du Nutznießer des Sterbens?

Doch ich halte inne und frage mich - wäre es besser, all das frische Blut würde einfach versickern, ungenutzt verpuffen im Nichts, ohne irgendwen zu nähren, ohne irgendwem Mutter zu sein? Wir selbst sind doch erstanden aus den Gebeinen, den Wunden so vieler schon lange Vergessener - dienen wir ihnen am besten, indem wir stets um sie weinen, indem wir uns selbst das Recht auf Leben absprechen? Oder indem wir lachen, uns beglücken an diesem kurzen Moment, in dem wir dieses Wunder empfinden dürfen? Sollten wir nicht daraus unseren Freudenquell schürfen, sollten wir nicht wachsen, immer schneller, immer höher, gerade *wegen* dieses Wissens? Wenn man genau hinschaut, macht ihr Baumschwämme aus blutenden Wunden muschelgroße Kunstwerke, bemalt ihr den kalten Gips mit lebendigen Unterschriften von verwandten Seelen, verwandelt ihr Schwarz-Weiß in Farbe, erhebt ihr einsames Leiden zu gemeinsamen Erleben, denn ihr Pilze bildet ein Netzwerk, durch das ein jeder erfährt, dass sich der andere quält. Ihr seid Boten des Lebens und nicht des Todes, wie alles auf dieser Welt, wenn man nur sehen lernt, Bote des Lebens ist, wie ein jeder von uns Bote des Lebens ist.



NACHWORT

„Schreiben heißt, sich selber lesen.“ Diese Aussage Max Webers lässt sich doch genauso gut auf das Wandern mit offenen Augen beziehen, denn auch dies bedeutet, sich selbst zu lesen. Wer seiner Mitwelt begegnet, begegnet sich zugleich selbst, erfährt sich als Teil, als kleines Puzzlestück, und dies stellt vielleicht die heilsamste Antwort auf den modernen Individualismus dar. Dieser hat uns alle auf uns selbst zurückgeworfen, hat den Einzelnen auf ein Podest gestellt, von dem er weit zu schauen glaubt, sich über seine Selbsterhöhung aber allzu oft auch in Verzweiflung stürzt und in Kurzsichtigkeit verharrt. Deshalb weist die Selbsterfahrung über die Welterfahrung den Weg hin zur Demut, die uns als Begriff heute altertümlich, überholt, religiös überfrachtet, fremd anmutet, und die doch der Schlüssel zur schlichten Freude ist. Demut kann nur derjenige empfinden, der tief in die eigene Menschlichkeit hinabgestiegen ist, und der sich so aus dem beständigen Kreisen um das eigene Ich befreit hat, und sich erkannt hat als Teil dieser Welt. Deshalb soll den Abschluss dieser philosophischen Begegnungen eine Ode an die Demut bilden, auf dass wir über unsere Vereinzelung die Verbundenheit erkennen und so bei unserer nächsten Wanderung durch den Wald oder die Berge freier und in Gemeinsamkeit atmen.

Demut

Wie machst du uns gesund!

Wie kühlst du unser Herz, das stets so wund
sich scheuert an rauem Erwartungsdruck.

Je mehr wir diese Vielfalt spüren,
und darunter jenen Herzschlag,
merken wir, dass wir allein
durch unser Sein
auf dieser Welt ein Teil sind von dem allen,
und nur eine Tugend haben:
Zu dem Leben, diesem größten
aller Werke, Ja zu sagen.

Doch das Ja erfordert Stärke,
einmal muss man hinterfragen,

um alsdann mit großem Mute
jenen großen Sprung zu wagen,
seine Weite zu ertragen,
sie ganz in sich zu erfassen,
um sich selber loszulassen,
zu erkennen, wie befreiend
es ist, kleiner Teil zu sein
dieser großen Lebenschar,
die da singet: Ja.